Sehnsucht

Autor(en): **Wiedmer, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575771

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wir haben's ausprobiert, einmal, daß dem so ist, und das ist genug für gestern und heut, und morgen sind wir anderswo. Die Sterne bleiben, und die Stunden gehn... Leb wohl!"

Das Mädchen war hinausgetreten in die Mondnacht, schaute über den See weg in eine verschleierte Ferne, wandte sich und ging mir voran der Einfahrt zu. Dort klinkte es das Nebenpförtlein auf, wartete, daß ich hinaustrete auf die Straße, und stieß hinter mir den Riegel zu.

Leb wohl! Ich sah Olivia langsam dem Herrenhause zugehen. Das schöne Haupt stand für eine Weile über den Büschen, als schweb es losgelöst dahin, und war versunken. Und während ich heimkehrte durch die Nacht, vernahm ich aufs neue das Stundenglöcklein des Klosters auf dem Hügel, indes eine Nachtigall aus einem nahen Busch her die Sterne grüßte, stand und rastete und wollte vergehen unter der Last des Leides, die ein Mädchen mir aufgebürdet, weil es nicht wollte, daß ich an seinem, an unser aller Erbe mittrage...

Sehnsucht.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emil Wiedmer, Zürich.

Es war an einem Tag im November, an einem regenkalten, feuchten, unfreundlichen Nachmittag mit früher, ungewisser Dämmerung und schwermutvoller Traurigkeit und hoffnungsloser Entsagung.

Der Zufall hatte mich zu deinem Nachbar gemacht. Du saßest neben mir in dem großen menschengefüllten Saal, und du lauschtest dem Redner, wie all die vielen andern Zuhörer lauschten, aufmerksam, angestrengt, emsig, ganz Interesse, ganz Hingebung. Wie süß und betörend weh tat dein Anblick, die Anmut, die Zierlichkeit selbst! Wie du in traumhaft weichen Linien, schwärmerisch schön aus dem Sitz des Sessels aufwuchsest, aufblühtest, dich den Worten des Vortragenden entgegenbeugtest, leise schwankend und zitternd hin und wieder, als erschauertest du, wie du dich hingabest, wegschenktest, dem fremden Sprecher, wie ein reifendes Aehrengewoge dem geliebten Wind!

Mein Gehör war taub, zugeschüttet für die Worte, die aus der Richtung des Katheders wie aus einem Springbrunnenstrahl emporgeschleudert fächerartig über das buntgewürfelte Mosaik der Zuhörer hinrauschten. Sonst immer die Ruhe, die Aufmerksamkeit selbst, ward ich jetzt mit einem Mal wie verwandelt. Ich war zerstreut, unruhig, fühlte mich unbehaglich wie noch nie, ward neidisch und von Eifersucht erfüllt, war mit aller Welt zerfallen und im Streit, schimpfte in aller Heimlichkeit und heftig den Redner einen tollen, verrückten, blöden, anmaßenden Charlatan, einen Gaukler, der dich mit unnatürlichen Mitteln, mit Mitteln der Hölle elend, grausam zu verzaubern und zu verführen trachtete.

Ich hatte nur noch Augen, Sinne für dich.

Du trugest ein braunes Kleid an diesem Nachmittag, und wie weißer Flieder drängte sich schneeig rein und süß die helle Bluse aus der braunen Umarmung des Jacketts.

Immer wanderten meine Augen verstohlen seitwärts zu dir hinüber. Hast du es nicht gefühlt? Meine Blicke umkreisten dich unermüdlich, unersättlich, doch nie frech und unzart, sie hegten deine Stirne ein, umschlangen sie mit einem wild wuchernden, blühenden Heckenkranz, mit einem verliebten Bogen und Laubdach, dicht überströmt von üppigen Rosenbüscheln.

Manchmal, wenn ich mich ganz vorsichtig zu dir hinüberbeugte und dir spähend näher rückte, ganz unmerklich nur und bebend, zaudernd, da erhaschte ich mit meinem gierig wie ein Dieb auf der Lauer liegenden Ohr den leisen, stetig sich gleichbleibenden, unendlich gleichmäßig rauschenden Wellenschlag deines Herzens.

Atem, Augen, Lippen, Haar und Duft und zitternde, bestürmte Herzen vieler Dutzende von Menschen waren rings um mich geschart. Brüste hoben sich, sanft und zufrieden atmend, und leise Seufzer entflohen manchmal schmerzlich geöffneten Lippenpaaren. Viel gutes Menschentum war um mich herumgebreitet, aber all das rührte nicht an meine

Seele. Nur du warst für mich da. Du einzig, ganz allein und mir so schwer und schmerzhaft nah.

Aus der Trauer des Novembertages, der unaufhörlich auf mir lastete, aus der Sehnsucht meines zerquälten Herzens heraus, die mein Inneres langsam verbrennt, rief und suchte ich nach dir, nach deinem geliebten Bild. Ein Schwarm innigster Wünsche, wild flügelschlagend, stob plötzlich auf und stürzte dir entgegen, begierig, sich in deinen Atem zu verstricken, zu verlieren, wunderbar erlöst in ihm zu vergehen.

O, warum bin ich so arm und ausgestoßen, daß ich nicht immer, mein ganzes Leben lang, treu, demütig und fromm, neben dir hergehen kann, von dem himmlischen Glockenspiel deiner Glieder froh umsungen?

O, warum bin ich so arm und elend ausgestoßen, daß ich nie, nie auch nur eine Stunde lang in dem Duft, in den ich mich jetzt diebisch hinüberdehne — gierig verlangend, zitternd — die Augen schließen und entkettet von Not und Sorge wunderbar leicht und frei und guter Dinge träumen darf?

Mein Herz, schmerzlich vollgepreßt mit verlorenem Frühling, mit einsamen, zurückgelassenen, von niemand begehrten Frühlingen, donnerte, unermeßlich von Sehnsucht geschwellt und verzehrt und zermartert, dir Lawinenstürze von heißen, glühendheißen und feuerfarbenen Grüßen entgegen. Spürtest du den Niedersturz nicht im Vorbeiwehen, der deine Stirne hauchleicht streifte? O, du empfandest ihn sicherlich, mußtest ihn empfinden!

Nur ein einziger leiser, lieber Blick aus deinen Augen, die starr geradeaus schauten, die leichte Berührung deiner erlösenden Hand, die sich wohl einem andern verschenken wird, würde mit einem Schlag — einem Zauberschlag wie überirdisch heranbrechender, brausender Donner — die dämonische Qual, das Gigantenspinnennetz, den Riesenpanzer des Ausgeschlossenen, der mein Leben langsam erdrückt, osternfroh zerschmettern können.

O großer Gott, warum geschah es nicht? O Gott, durfte es nicht geschehen?

Der Bauer und der Nekromant.

Nachdruck verboten.

Ein Geschichtlein von Meinrad Lienert.

Es wohnte einmal ob dem Hof Üerikon, am Zürichsee, ein Bauer. Dem erkrankte die Frau. „Mann," sagte sie, „ich bin sterbenskrank und sollte den Doktor brauchen."

„Leg dich nur zu Bett," sagte der Bauer, „das Bett ist der beste Doktor!"

Da erkrankte ihm auch eine Kuh. Nun ließ er einen Arzt um den andern kommen; aber keiner konnte die Kuh gesund machen; sie ward nur immer abgehender.

Jetzt fiel ihm ein, daß jenseits des Sees, über dem Etzelberge an der wilden Sihl, neben der Teufelsbrücke, ein berühmter Nekromant und Physicus wohnte, der einen gar seltsamen Namen hatte, denn er hieß Theophrastus Bombastus Aureolus Augustinus Paracelsus (ausschnaufen!) von Hohenheim. Er machte sich also am nächsten Morgen früh auf den Weg, fuhr über den See und überstieg auch den Berg.

Als er nun an der Teufelsbrücke ankam, war der Nekromant grad in der Hexenküche. „Gott grüß Euch wohl!" sagte der Bauer. „Könntet Ihr nicht zu mir auf den Üeriker Berg kommen, ich habe eine Kuh und meine Frau krank?"

„So," machte der Nekromant, „was fehlt ihr denn?"

„He," sagte der Bauer, „sie ist so unheimlich still geworden."

„Wer, die Frau?"

„Nein, die Kuh."

„Auch klagt sie über Leibschmerzen."

„Wer, die Kuh?"

„Nein, die Frau. Auch schaut sie alleweil so schwermütig drein."

„Wer, die Frau?"

„Nein, die Kuh."

„Geht nur heim," sagte der Nekromant, „ich komme bald nach! Ich habe nur grad ein Donnerwetter da im Topf überm Feuer."

Im Topf, der über dem Herde stand, begann es bedenklich zu rumoren. Da